

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 42. 1896.

Pflichtvergessen.

Novelle aus dem Berliner Leben.

Von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Dieser „Assessor" war vor unvordenklichen Zeiten einmal Bureauvorsteher bei einem Rechtsanwalt gewesen, hatte dann in verschiedenen Gefängnissen Gastrollen gegeben, weil er zu wiederholten Malen bei verbotenen Hazardspielen betroffen wurde. Jetzt nährte er sich schlecht und recht vom „Handspiel", das heißt von solchen Spielen, bei denen eine geschickte Hand die Ungunst des Zufalls zu verbessern im Stande ist. „Puff" spielte er nicht eben gern, da war eigentlich wenig zu machen. Aber Eugen hatte sich als guter, ausdauernder „Freier" erwiesen, da konnte man schon ein Uebriges thun.

Der „Assessor" gefiel Eugen besser, als der dummdreiste „Bäcker"; er stand ihm gesellschaftlich ein wenig näher, gab sich mehr als Gentleman, stritt sich niemals wegen einer Kleinigkeit — er betrog nur in großen Zügen, natürlich, ohne daß Eugen auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte.

Ein besonderer Zwischenfall hatte dem „Assessor" auch eine Art von privater Sympathie Eugen's zugewendet.

Als die Beiden eines Nachmittags da saßen, ganz vertieft in ihr Spiel — Eugen bemerkte nicht einmal, daß hinter seinem Stuhle Jemand stand, der dem „Assessor" schon zu wiederholten Malen allerlei Zeichen gegeben hatte — trat plötzlich ein bessergekleideter Mann, etwa in Eugen's Alter, an den Tisch und forderte den „Assessor" in höflicher, aber bestimmter Form auf, ihm in ein Seitenzimmer zu folgen. Das sah nicht aus, wie eine Verhaftung, eher, wie eine auf Grund guter Rechtstitel betriebene energische Mahnung.

Eugen kam übrigens nicht dazu, darüber nachzudenken. Ihn beschäftigte vielmehr die Persönlichkeit des Fremden. Gewiß, er hatte ihn schon irgendwo gesehen — dieses Gesicht erinnerte ihn an — ja, an wen denn? Und auch Jener schien zu stutzen, als er Eugen hier sitzen sah.

Sehr schnell kehrte der „Assessor", ein wenig verstört, zurück und wandte sich sofort zu Eugen:



Fürst Alexander Lobanow †. (S. 331)

„Ich bin da in einer dummen Verlegenheit, mein Herr," begann er in guter Form, „habe etwas zu bezahlen, und mir fehlen etwa hundert Mark, besonders, wenn ich das Vergnügen haben soll, heute noch weiter mit Ihnen zu spielen."

Eugen wußte ja nicht, daß der „Assessor" überhaupt für fremde Rechnung spielte; dazu kam, daß der Mann einen durchaus anständigen Eindruck machte, und endlich: Eugen war im Gewinn. Er reichte also dem „Assessor" einen Hundertmarkschein hinüber.

Nach wenigen Minuten wurde die unterbrochene Parthie fortgesetzt; Eugen gewann, und in der kurzen Pause fragte er: „Würden Sie es indiskret finden, wenn ich mich nach dem Namen des Herrn erkundigte, der Sie vorhin abrief? Er kam mir so bekannt vor!"

„Thut mir leid, da kann ich nicht dienen, er kam im Auftrage eines Anderen! Uebrigens — wozu sich denn geniren — das kann ja Jedem geschehen: es war ein Gerichtsvollzieher!"

„So, so — dann irre ich mich also!"

„Aber," meinte der „Assessor", „ich habe ja die Quittung, die er unterschrieben hat, da werden wir ja gleich sehen."

Eugen lehnte dankend ab, er kannte noch keinen Gerichtsvollzieher. Aber der „Assessor" hatte schon die Brieftasche herausgezogen und entzifferte nun die Unterschrift auf seiner Quittung.

„Das ist auch mir ein ganz neuer Name," sagte er, nicht ohne Selbstironie, „Hilfsgerichtsvollzieher Frege — hatte noch nicht die Ehre!"

„Frege — Frege?" wiederholte Eugen erstaunt, und halb für sich fügte er hinzu: „Ach, das kann ja nicht sein!"

„Bitte, sehen Sie selbst nach!"

Eugen lachte plötzlich laut auf, er meinte nun auch, die Handschrift zu erkennen.

„Das wäre ja einer der köstlichsten Witze, die das Leben je gemacht! Aber nein, es ist ja

nicht möglich, der Millionenerbe Frege — Gerichtsvollzieher!"

Der „Assessor" verstand ihn nicht. Was er aber sofort begriff, war, daß Eugen den Gedanken an jenen Frege nicht mehr los wurde, daß er zerstreut und fehlerhaft spielte.

Eugen verlor an diesem Abend, was er noch besaß.

Der „Assessor" hatte die wohlwollende Regung gehabt, ihm den Gewinn von zwei Parthien zurückzuschieben. Damit war die Schuld an Eugen beglichen, wenn auch, genau genommen, auf Kosten des „Komités". Aber erstens merkte die edle Vereinigung nichts — der „Assessor" ließ sich eine unausgesetzte Kontrole nicht gefallen, und zweitens würde er auch diesen Hunderter zurückholen.

Als Eugen in dieser Nacht das Kaffeehaus verließ, gerade noch reich genug, seine Zeche zu bezahlen, als er hinaustrat in die feuchte, neblige Morgenluft, fiel es ihm plötzlich wie ein schwerer Schlag auf's Herz. Er hatte sich zu Grunde gerichtet — sich und seine Familie!

„Du bist ein Elender," sagte er sich, „ein Lump, der eigentlich nichts Gescheidteres thun könnte, als jetzt da hinabzuspringen in die schwarze, modrige Spree, in deren Bett Du auch nicht festeren Boden finden würdest, als Du hier oben gefunden! Versinken — ertrinken wirst Du auch hier, nur nicht so schnell und schmerzlos!"

Er lehnte an dem Eisengitter der Friedrichsbrücke und das schmutzige Wasser stank zu ihm hinauf.

„Gräßlich! Abscheulich!" rief er sich zu.

Und ganz unvermittelt stieg ihm jetzt die Erinnerung an den Zwischenfall von heute Nachmittag auf.

Frege! Wenn das wirklich jener Frege war, den er noch flüchtig kennen gelernt, als er seine ersten Besuche im Hause des Professors Mahner machte, derselbe, der einst mit Theresen verlobt gewesen und sie wie ein Krösus beschenkt haben sollte, dann war Jener eigentlich noch tiefer gesunken — vom Millionär zum Gerichtsvollzieher. Und wenn Jener es über sich gewinnen konnte, heute in subalterner Stellung sich durchzuschlagen, dann mußte es auch für Eugen noch möglich sein, dem Sumpfe zu entkommen.

Freilich, mit seinen Mitteln war es zu Ende. Aber in einer so reich ausgestatteten Häuslichkeit gab es noch Mancherlei, das man für kurze Zeit entbehren und womit man sich helfen konnte.

Im Geiste machte er Inventur — darauf verstand er sich. Und er hatte nicht nöthig, lange zu suchen. In jener altmodischen Kassette — noch ein Erbstück von den Schwiegereltern — befand sich Theresens Schmuck. Nicht gerade ein Vermögen werth, aber doch genug, um einige Wochen davon zu leben.

Er wollte morgen Inserate in die verschiedenen Zeitungen geben, sich noch einmal ernstlich um eine Stellung bemühen. Bis sich eine solche fand, wollte er versuchen, doch wieder einmal ein Geschäft abzuschließen. Er hatte ja noch einige, freilich zweifelhafte Aufträge — vielleicht glückte Eines oder das Andere. Leichter als sonst erfand er eine Ausrede zur Entschuldigung seiner späten Heimkehr.

„Und eine Neuigkeit bringe ich Dir mit, Therese, eine überaus interessante Neuigkeit! Denke Dir nur —" und er erzählte ihr vom Gerichtsvollzieher Frege.

Therese hörte mit halbem Ohre hin. Es war fast Morgen, und war das Kind unruhig gewesen, und sie hatte geweint in ihrer Einsamkeit. Schließlich, was Ottmar Frege betraf, so mußte hier ja ein Irrthum vorliegen. —

Eugen's gute Vorsätze trugen ihn nicht weit. Nichts zu thun haben — das ist der furchtbarste Fluch, der den Mann treffen kann. Unaufhaltsam, unrettbar war er seinem Geschick verfallen.

Eugen spielte jetzt nicht mehr „Puff", das konnte ihm nicht mehr aufhelfen. So ganze fünfzehn, zwanzig Minuten sich hin und her geworfen sehen vom Zufall, um zu guter Letzt einen Betrag zu gewinnen, der nicht den tausendsten Theil dessen repräsentirte, was er seit Jahr und Tag verloren — was sollte das nützen?

Der „Assessor" hatte die Freundlichkeit gehabt, seinen Puffpartner in einen jener geschlossenen Cirkel einzuführen, deren es in Berlin Hunderte gibt. Hier konnte man sich doch herausreißen, denn hier wurde Hazard gespielt. Da brauchte man nur eine Viertelstunde Glück zu haben, und man konnte den Gewinn von zehn Puffparthien einheimsen.

Das schien ja richtig. Nur mit einem kleinen Nebenumstand hatte der unverbesserliche „Freier" nicht gerechnet: wenn man ihn beim „Puff" durch überlegenes Spiel, durch manchen gaunerischen Kniff über den Löffel barbierte, so geschah es hier durch direkt falsches Spiel! Der Bankhalter — immer eine Gaunerkapazität — hantirte mit doppelten Karten; er schlug die Volte trotz einem Bellachini; er hatte Wachs an den Fingernägeln, um damit zwei Kartenblätter aneinander zu kleben — er kannte jede Karte von rückwärts und ließ sie verschwinden, wenn sie mit einem nennenswerthen Point besetzt war. Und ein ganzes Dutzend von Schuften betheiligte sich nur zum Schein an diesem Spiele. Sie setzten „Blüthen", Nachahmungen von Banknoten, sie ließen sich in Spielmarken ihren Gewinn auszahlen. Das gute Geld der „Freier" verblieb in der Kasse des Bankhalters und wurde brüderlich getheilt, wenn die „Freier" ausgeplündert waren.

Eugen Winter hatte verspielt, was zu Geld zu machen war. Er hatte zudem aufgeborgt, was zu erlangen gewesen, verkauft, verpfändet, was ihm verwendbar schien. Für ihn gab es keinen Halt mehr. Nicht die Bitten Theresens, nicht der Hinblick auf sein Kind vermochte ihn aufzuhalten. Niederwärts ging es mit rasender Schnelligkeit.

Auch heute hatte Eugen vergessen, daß er Therese in die Oper führen wollte.

Und als nach Mitternacht plötzlich die Polizei einbrach in den eleganten Spielsalon, als die Beamten Jeden der Anwesenden beim Namen riefen und die ganze Gesellschaft für verhaftet erklärten, da war es wie ein Wunder, daß Eugen noch im letzten Augenblick entwischen konnte. Der „Assessor" hatte ihm dazu verholfen, hatte ihm den „Elephanten" gemacht, wie es in diesen Kreisen heißt.

Aber man wußte seinen Namen — man würde ihn verfolgen — aus seiner Wohnung holen. Er mußte Berlin verlassen — sofort — im Augenblick!

Schon mit einem Fuße im Eisenbahnwagen, schrieb er jene Zeilen an Therese.

3.

Entsetzliche Tage waren über die arme, junge Frau hereingebrochen. Gleich am Morgen nach jener Nacht hatte ein Herr nach ihrem Manne gefragt, mit solcher Entschiedenheit, solchem Nachdruck, daß sie ihm freiwillig das Zettelchen zeigte, mit welchem Eugen sich von ihr verabschiedet hatte. Er mochte wohl sehen, daß sie von nichts wußte, und ging, ohne sich ihr als Polizeibeamter entdeckt zu haben. Und fast eine Woche später schrieb ihr Eugen zum zweiten Male und zwar aus London.

„Du wirst inzwischen wohl erkannt haben, wie schlimm es um uns steht," hieß es in dem Briefe. „Ich habe eben sehr viel Unglück gehabt — so viel, daß ich zunächst noch nicht weiß, was anfangen! Das Traurige — vielleicht aber auch das Gute — ist, daß ich nicht nach Berlin kommen kann. Ich habe hier vorläufig Beschäftigung gefunden. Was ich erübrige, werde ich Dir schicken. Aber es wird sehr wenig sein — viel zu wenig, um Dich auch nur vor Noth zu schützen. Was hilft's, wenn ich Dir jetzt sage, daß ich es tief beklage, so weit gekommen zu sein? Habe Muth, Therese! Vielleicht hast Du von dem reichlichen Wirthschaftsgelde etwas erspart. Vielleicht auch lösest Du bei Zeiten den theuren Haushalt auf. Habe Muth, so wirst Du Dir besser rathen und helfen können, als ich es im Stande bin!"

Noch ehe sie mit dem Lesen zu Ende gekommen, war der Brief von Thränen überströmt. Sinnlos vor Schmerz und Empörung, schluchzend in heißem Weh und Zorn, sank sie an dem Gitterbettchen Otto's nieder. Was sollte aus dem Kinde werden! Und doch wußte sie noch nicht das Schlimmste. Erst, als sie wieder zur Besinnung kam, ging sie daran, die inzwischen für Eugen eingelaufenen Briefschaften zu öffnen. Sie mußte sich volle Klarheit verschaffen über ihre Lage.

Und entsetzliche Klarheit brachten ihr schon die nächsten Minuten. Nichts als Mahnungen, unbezahlte Rechnungen, Drohungen, Klagen waren es, die sich da auf Eugen's Schreibtisch angesammelt hatten. Ihr Mann, das ward ihr jetzt zur Gewißheit, war seit langer Zeit tief verschuldet.

Mit einer Energie, deren sie selbst sich niemals für fähig gehalten, raffte sie sich zusammen. Gut denn, sie wollte es tragen! Sie wollte alle Bitterkeit in sich ersticken, alle falsche Scham abwerfen und sich und ihrem Kinde selber helfen. Sie hatte etwas gelernt, war jung, gesund, sie würde den Weg finden, der aus dieser verlogenen, haltlosen Existenz herausführte.

Noch war sie ja auch nicht völlig mittellos; ihr Schmuck allein mußte hinreichen zur Begründung eines neuen Lebens.

Sie suchte nach dem Schlüssel zu der alten Kassette — er war nirgends zu finden. Und sie bekämpfte tapfer ihre Thränen, als nun ein Schlosser daran ging, den Eisenkasten aufzusprengen.

Nun war sie allein und starrte in den leeren Kasten — sie tastete mit eisigen Händen in die Ecken! Nichts als ein paar leere Etuis und einige werthlose Kleinigkeiten!

Das war ein neuer, ein betäubender Schlag. Minutenlang kniete sie in starrer Geistesabwesenheit auf dem Teppich, vor der ehemaligen Sparbüchse ihres Vaters . . .

Leer — leer! Bestohlen! Ihr Mann hatte nicht nur wie ein Leichtsinniger, wie ein Pflichtvergessener gehandelt, sondern wie ein abgefeimter Schurke.

Und sie riß in diesem Augenblick sein Bild aus ihrer Seele, sie zertrat die Erinnerung an ihn; nur noch ein Wunsch erfüllte sie, sich auch des Einzigen noch entledigen zu dürfen, das sie noch von ihm besaß: seines Namens!

Frau Therese verwand auch das. Sie sagte sich: Was ich besaß, konnte er mir nehmen — was ich bin und weiß, das mußte er mir lassen! Und diese Empfindung richtete sie auf.

Sie mußte schnell handeln; sie hatte nur noch für Tage Geld zum Leben. Entschlossen rief sie ihre Köchin herein.

„Hören Sie, Marie, ich werde Sie leider nicht behalten können. Mein Mann bleibt monatelang fort und ich will solch' großes Haus nicht weiter führen. Sehen Sie, daß Sie bald einen anderen Dienst bekommen."

„Ich kann noch heute ziehen, Madame, wenn's Ihnen recht ist. Mir ist die Sache längst nicht richtig vorgekommen, und da habe ich mich bei Zeiten umgesehen," versetzte die Köchin.

Kaum war Marie hinaus, da kam ungerufen

Lene herein und sagte: „Mich werden Sie nicht fortschicken, Madame, mich nicht!“

Gerührt sagte Therese ihr, daß sie sich künftig allein behelfen wolle, sie könne kein Dienstmädchen mehr bezahlen.

„Das ist einerlei,“ meinte Lene, „ich bleibe, wo Otto bleibt! Ich will doch sehen, ob Sie mich hinauswerfen. Wo sollte ich denn auch hin? Mein Sparkassenbuch hat der Herr und einen anderen Dienst finde ich nicht gleich. Ich bleibe!“

Therese glaubte in die Erde sinken zu müssen vor Scham. Also auch vor den Sparpfennigen des Dienstmädchens hatte der Elende nicht Halt gemacht!

Aber schnell entschlossen reichte sie dem Mädchen die Hand. „Gut denn, Lene, wir wollen es mitsammen tragen!“ . . .

Nun saß Frau Therese allein im Salon und dachte über die Zukunft nach, über die nächsten Schritte, die zu thun sein würden. Noch war dieses schöne Heim intakt — noch sah dies Haus nach Wohlstand aus — wie bald würde sich das ändern! Und an jedem Stück der reichen Einrichtung blieb ihr Blick haften — der Blick und die Gedanken, die rückwärts führten zu Jenen, die das Alles so sorgsam und liebevoll zusammengetragen für die einzige Tochter. Wie weich gebettet sie sie glaubten! Wie eingehüllt in zärtliche Fürsorge! Und wie gesichert gegen Sturm und Gefahr! Und nun? Alles, was sie noch besaß, würde nun in fremde Hände fallen, in lieblose Hände vielleicht, die es schonungslos zu Grunde richten würden. Es stieg der jungen Frau doch wieder heiß auf bei dem Gedanken. Unwillkürlich fiel ihr ein, ob sie nicht doch noch Schmucksachen besaß. Ach nein, Alles war ja in der alten eisernen Kassette gewesen. Nur ein Stück hatte sie selbst verschlossen; nicht seines Werthes wegen, sondern um Eugen's Zartgefühl nicht zu verletzen. Es war nämlich ein Geschenk von Ottmar Frege — ein Medaillon. Eine ganze Geschichte knüpfte sich daran.

Der Professor war ein friedfertiger Mann gewesen, der es absichtlich nicht gern mit Jemand verdarb, wenn er auch energisch seinen Willen durchzusetzen wußte.

Als er sich entschlossen hatte, die Verlobung seiner Tochter mit Herrn Frege aufzulösen, war dies in den verbindlichsten Formen und mit so überzeugenden Gründen geschehen, daß Frege sich nicht verletzt fühlen konnte, und sogar zustimmte, der Familie auch fernerhin ein Freund zu bleiben.

Man schied in aller Freundlichkeit. Aber eben deshalb konnte man sich auch der Bitte des jungen Mannes nicht widersetzen, ihn nicht durch die Zurückgabe eines Geschenkes zu kränken, das Therese einmal von ihm angenommen. Für seinen Reichthum war selbst ein so kostbares Stück, wie dieses grüne, mit einem herrlichen, von Brillanten umkränzten Rubin gezierte Medaillon, eine Kleinigkeit.

„Wenn es Ihre Tochter nicht behalten, nicht tragen will, so mag sie mir's verwahren, bis ich's vielleicht einmal brauche. Man kann ja nicht wissen,“ meinte er in seiner selbstironisirenden Weise.

Und Therese behielt das Medaillon, freilich, ohne sich je daran erfreuen zu können. In demselben kleinen Sammetkästchen, in welchem es ruhte, so lange sie noch Mädchen war, lag es noch heute. Eugen wußte nicht, daß es existirte. Ach! Eugen wußte überhaupt nicht, was ihr lieb und werth war. Uebrigens, Therese selbst hatte Jahr und Tag nicht an das Medaillon gedacht. Der, von dem es herrührte, war verschollen, und an Gelegenheiten, sich besonders aufzuputzen, fehlte es ihr längst.

Ein einziges Mal in den fünf Jahren war das Medaillon geöffnet worden. Das geschah, als Therese einmal an einem herrlichen Sommerabend vergeblich auf Eugen wartete. Sie hatte Natursinn oder wenigstens doch Natursehnsucht, sie wäre zu gern am Arm ihres Mannes durch den Thiergarten gewandert, wäre glücklich gewesen, mit ihm und dem Kleinen die Ufer des Halensees umschreiten zu dürfen. Aber Eugen kam nicht — kam nicht! Fast mechanisch kramte Therese in ihren Laden; es war ihr, als suche sie ein kleines Album mit Erinnerungen an die einzige Reise, die sie gemacht. Und nun kletterte Otto an ihr hinauf, sie mit all' den tausend Fragen und Wünschen quälend, die einer Mutter niemals zu viel werden.

„Was hast Du denn da, Mamachen?“ rief er neugierig und griff nach dem Medaillon, das Therese eben in die Hand gefallen war.

„Schau, mein Liebling, da ist ein Bild darin,“ versetzte Therese.

„Ein Bild? Ach bitte, bitte, zeige mir das Bild!“

„Ist das der Papa?“ fragte der kleine Kerl, der noch kaum einen Mann außer dem Papa kannte.

„Nein, das ist ein Onkel!“

„Ach, Mama, einen Onkel möchte ich haben!“

Frau Therese lächelte. „Wenn Du nur wenigstens einen rechten Papa hättest,“ dachte sie verbittert. „Denn der ‚Onkel‘ — weiß der Himmel, was aus dem geworden ist.“

Und heute kam ihr das Medaillon in den Sinn; sie suchte es hervor. Unwillkürlich mußte sie an die Worte des Kindes denken, das sich ahnungslos einen „Onkel“ wünschte.

Aber es war, seit sie ihr Unglück kannte, eine merkwürdige Entschlossenheit über diese zarte, ein wenig blasse junge Frau gekommen. Lange genug hatte sie geträumt, ihr Leben hingedämmert, jetzt mußte sie handeln!

„Ja, mein Kind, wir haben einen Onkel,“ dachte sie, „und wenn wir ihn auch nie mehr zu Gesicht bekämen, dankbar werden wir seiner gedenken, denn seine Freigebigkeit ist es, die uns jetzt helfen soll.“ Und sie band das Medaillon um den Hals, seit langer Zeit zum ersten Male. Das kleine Ding war kostbar, wie man ihr oft gesagt hatte. Vielleicht konnte man sich so viel darauf leihen, als zunächst nothwendig war. Inzwischen wollte sie Anstalten treffen, die Wirthschaft bis auf's Unentbehrliche zu verkaufen, wollte eine kleine Wohnung miethen — zwei Zimmer und eine Küche — wollte ihr Klavier mitnehmen und sich nach Schülern umsehen. Sie war auch in feinen Handarbeiten sehr geübt; vielleicht konnte sie mit Goldstickerei etwas verdienen. Wenn man nur für ein paar Monate durchzukommen vermochte, dann würde es schon gehen — auch ohne den Ueberschuß von Eugen's Londoner Verdienst.

Lene meldete, daß ein fremder Herr sie zu sprechen wünsche, ein älterer Herr, der gleich nach Frau Winter gefragt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Alexander Lobanow †.

(Mit Porträt auf Seite 329.)

Ganz unerwartet ist der russische Minister des Aeußern, Fürst Lobanow, auf der Reise von Wien nach Kiew am 30. August gestorben. Fürst Alexei Lobanow-Rostowski, dessen Porträt wir auf S. 329 bringen, entstammte einer der ältesten russischen Fürstenfamilien und war am 30. Dezember 1825 geboren. Schon 1844 trat er mit dem Range eines Titularrathes in das Auswärtige Ministerium und wurde 1850 Sekretär bei der Gesandtschaft in Berlin. Seine diplomatischen Sporen verdiente er sich in Konstantinopel, wo er in den schwierigen und ereignißreichen Zeiten von 1859 bis 1863 als Rath bei der dortigen Botschaft thätig war. 1868 wurde der Fürst Adlatus des Ministers des Innern, 1878 Botschafter in Konstantinopel, 1879 in London, 1882 in Wien, das er im Februar 1895 verließ, um den Grafen Paul Schuwalow in Berlin zu ersetzen. Er hatte die Berliner Stellung aber noch gar nicht angetreten, als er schon im März zum Nachfolger des Herrn v. Giers berufen wurde. Am 28. Mai 1895 feierte der Leiter der auswärtigen Politik des Zarenreiches sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, aus welchem Anlaß der Zar ihm die Diamantabzeichen zum Andreasorden verlieh und ihn durch ein höchst anerkennendes Handschreiben auszeichnete. Der plötzliche Tod des erfahrenen Staatsmannes ist ein schwerer Verlust für den jungen Zaren.

Kanea, Hauptstadt der Insel Kreta.

(Mit Bild auf Seite 332.)

Die alte Hauptstadt der durch den Aufstand in den Mittelpunkt des Interesses gerückten Insel Kreta war Kandia, seit 1841 aber befindet sich der Centralsitz der türkischen Verwaltung und der Sitz des Generalgouverneurs in Kanea, das zugleich auch die erste Handelsstadt der Insel ist. Diese neuerdings so vielgenannte Hauptstadt, von der wir auf S. 332 eine Ansicht bringen, liegt auf der Westküste des Vorgebirges Akroteri, vier Kilometer nordwestlich von der Sudabucht. Sie zieht sich am Fuß der Weißen Berge hin und hat, wenn man von einigen hochragenden Minarets absieht, ganz das Aussehen einer italienischen Stadt; einige Befestigungswerke umgeben sie. Die Zahl der Einwohner beträgt gegenwärtig gegen 18,000. Der Hafen ist einer der besseren auf der Insel und hat sechs Meter Tiefe. Bemerkenswerth ist die Oel- und Seifenfabrikation von Kanea.

Zweikampf nächtlicher Räuber.

(Mit Bild auf Seite 333.)

Der Baummarder ist der kühnste und gewandteste Räuber des Waldes. Kein Vogelnest ist so verborgen angelegt, er weiß es auszuwittern, und mit Wohlbehagen verspeist er die Eier oder die Nestjungen. Der auf einem nächtlichen Raubzuge befindliche Marder auf unserem Bilde S. 333 ist hoch oben im Geäst eines Baumes auf einen anderen Räuber, eine Ohreule, gestoßen und hat sich ohne Besinnen auf diesen Konkurrenten gestürzt. Doch die Eule ist auf ihrer Hut: mit dem linken Fuße faßt sie den anstürmenden Marder in die Seite, und die spitzen Krallen schlagen sich tief in sein Fleisch. Das weit abstehende Federkleid schützt sie gegen die Zähne und Krallen ihres Gegners. Vergebens sucht letzterer näher heranzukommen, die Flügel sausen ihm mit raschen Schlägen um die Ohren, und hageldicht fallen die Schnabelhiebe auf seinen Kopf. Da steht er von dem aussichtslosen Zweikampfe ab, entwindet sich dem festen Griffe der Krallen und springt auf einen entfernten Ast

Das Wiedersehen.

Humoreske von **Franz Wichmann.**

In aller Frühe war Frau Fanny Koller schon in der Küche thätig. Sie meinte, es müsse der wundersamste Tag ihres Lebens werden. Wie dankbar sie ihrem Gatten war! Er war doch ein guter Mann, der ihr diese Freude gemacht hatte.

Doktor Titus Halm — wie schön der Name klang! Er übte noch dieselbe Wirkung wie einst auf sie aus. Und immer wieder sagte sie ihn unbewußt halblaut vor sich hin, so daß das neue Dienstmädchen verwundert aufschaute.

„Doktor Titus Halm!“ — Ihr Mann, Friedrich Koller, war doch immerhin nur ein einfacher Gutsbesitzer — ohne jeden Titel. Und heute sollte der Doktor kommen zu einem kurzen Besuche; zum ersten Male nach acht Jahren sollte sie ihn wiedersehen!

Ihr Gatte kannte ihn noch nicht. Aber um so mehr hatte sie ihm von Titus erzählt. War er doch ihr stiller Anbeter in der Tanzstunde gewesen, der sie und ihre Mutter mit rührender Gewissenhaftigkeit jeden Abend nach Hause begleitete. Während ihres Brautstandes

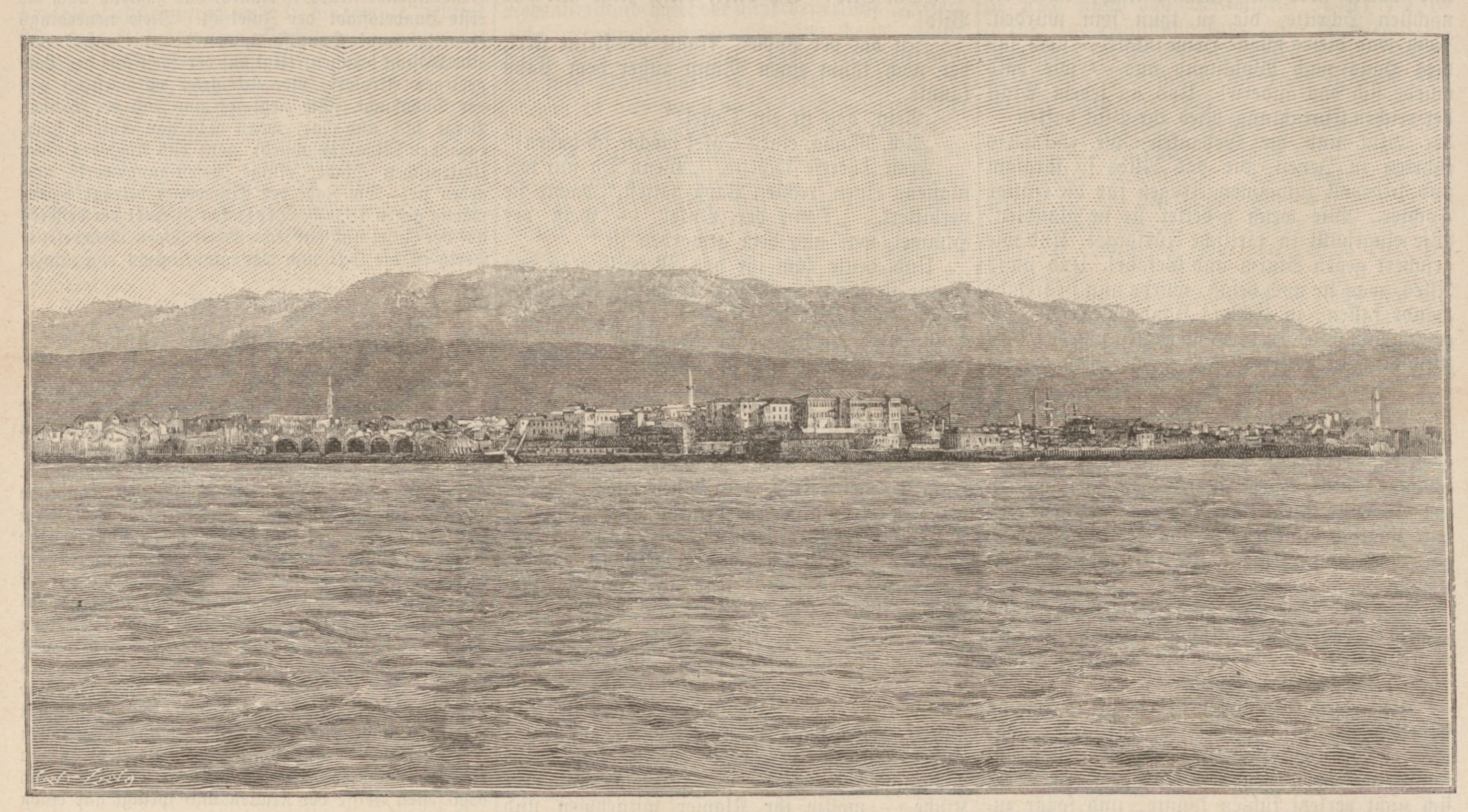
hatte sie Fritz nichts davon gesagt, aber im ersten Jahre der Ehe, als es einmal zu gegenseitigen Beichten und Geständnissen gekommen war, und ihr der Gatte allerlei tolle Jugendstreiche erzählt hatte, da hatte sie auch nicht länger schweigen können. War es doch die einzige schöne Erinnerung ihrer sonst still und zurückgezogen verlebten Jugendzeit. Der flachsköpfige Student mit den wasserblauen Augen und dem schwachen Bartanflug auf der Oberlippe war nie aus ihrem Gedächtniß gewichen. Ganz deutlich konnte sie sich ihn noch vorstellen. Ein ganzes Jahr lang, während er in Heidelberg Philologie studirte, hatte sie ihn gekannt; als auch die Tanzstunde vorüber war, hatten sie sich noch öfter getroffen. Und seither war der Briefwechsel — außer in der ersten Zeit ihrer Ehe, bis Fanny's Mann davon wußte — nie ganz eingeschlafen. Aber dann hatte dieser selbst die Fortsetzung erlaubt, und Niemand war entzückter, als der ferne Doktor in Hinterpommern, als er wieder alle Vierteljahr eine lange Epistel senden durfte, die seine bescheidenen Verhältnisse schilderte. Er war schon seit Jahren Lehrer an einem kleinen Gymnasium, aber das Gehalt war gering und an's Heirathen vermochte er nicht zu denken.

Diese ziemlich aussichtslose Zukunft war es wohl auch gewesen, die ihm als Student den Muth benommen hatte, Fanny jemals eine wirkliche Liebeserklärung zu machen. Sie hatte eine Zeitlang darauf gewartet, obwohl sie wußte, daß es ihre Eltern nie zugeben würden. Aber da nichts erfolgte, verlor sie selbst die Stimmung, die ihr ein „Ja“ in den Mund gelegt haben würde.

Erst die Entfernung hatte den Doktor Halm ihr wieder näher gebracht. Während der jahrelangen Trennung bildete sie sich aus Titus Halm ein Ideal. In stillen Stunden stellte sie Vergleiche an zwischen diesem und dem eigenen Manne, und manchmal glaubte sie, daß sie zu des Letzteren Ungunsten ausfielen. Und immer stärker war der Wunsch in ihr geworden, den ehemaligen Anbeter noch einmal wiederzusehen.

Da waren ihr Zufall und Schicksal unerwartet entgegengekommen. Titus Halm hatte eine kleine Erbschaft gemacht, und in der Freude seines Herzens beschloß er, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, die Stätten seines Studentenlebens noch einmal zu besuchen und auch den Abstecher nach Eldingen nicht zu scheuen, wo Fanny seit vier Jahren an der Seite ihres Gatten auf einem Gute am schönen Bodensee lebte. Vorsichtige Anfragen und Andeutungen waren eine Zeitlang immer in seinen Briefen wiedergekehrt, bis er endlich den Wunsch zu äußern wagte, sie wiederzusehen.

Mit klopfendem Herzen hatte die junge Frau ihrem Fritz den Brief gezeigt. Und der Gatte



Kanea, Hauptstadt der Insel Kreta. (S. 331)

hatte lächelnd seine Zustimmung gegeben. — Seitdem war nun Fanny nicht mehr aus der Aufregung herausgekommen, bis der heutige Tag erschien. Die kleine Frau schien zu wachsen in dem stolzen Bewußtsein, einmal von einem Gelehrten, einem wirklichen Doktor, heimlich geliebt worden zu sein. Fritz Koller bemerkte es wohl, hütete sich aber, etwas darüber zu sagen, und sah mit stillvergnügtem Lächeln die Stunde herankommen, in der Fanny ihr Ideal wiedersehen sollte.

Seit zehn Tagen schon befand sich Doktor Titus Halm auf der Reise, auf der er alle Stätten einstiger Erinnerungen wieder besucht hatte. Von Zeit zu Zeit hatte er eine Postkarte gesandt, die sein Näherkommen anzeigte. Fanny's einzige Sorge war, daß sein Aufenthalt allzu rasch vorübergehen möchte — mindestens eine Woche mußte er bleiben. Dann wollte sie ihm alle die Schönheiten von Eldingen zeigen, die schattenkühlen Waldberge, den herrlichen See, die Fernsicht von den Höhen, an denen ihre ganze Seele hing. Auch ihr Gatte war ja ein begeisterter Naturfreund, aber noch ganz anders mußte sich doch das Alles in den Augen eines Doktors ausnehmen.

Die junge Frau zitterte vor Aufregung, je näher die Stunde kam, da das Dampfschiff ihn bringen sollte. Ihr Gatte hatte seit einiger Zeit täglich die Züge des Doktors an einer Photographie studiren müssen, die in ihrem Album einen besonderen Ehrenplatz einnahm. Er mußte sich das etwas unklare Gesicht einprägen, um ihn mit Sicherheit zu erkennen, denn er allein sollte ihn am Schiffe abholen. Es machte sich feierlicher und schöner, wenn sie ihn daheim in aller Würde ihrer Häuslichkeit empfing.

Vor einer Viertelstunde war Fritz gegangen, den ersehnten Gast einzuholen, und jeden Augenblick konnten die Beiden zurückkehren. Das neue Mädchen, Gustel, das erst seit einigen Tagen im Dienste war, hatte schwere Stunden zu überstehen; sie mußte als Blitzableiter für die heftigen Gefühle Fanny's dienen.

Freilich war es Frau Fanny nicht zu verargen, wenn sie bisweilen die Geduld mit dieser ländlichen Schönen verlor. Hatte doch Gustel die Eigenthümlichkeit, stets den Herd zu überheizen, die Suppe zu versalzen, die Kartoffeln zerkochen zu lassen, das Geschirr an den Boden zu werfen und mit schmutzigen Schuhen die eben geputzten Zimmer zu betreten.

Eben gab es neuen Verdruß. Frau Fanny schmückte das Wohnzimmer mit frischen, blühenden Blumen. Gustel mußte sie aus dem Garten holen und vergaß, wie gewöhnlich, sich draußen die Schuhe zu reinigen. Breite, schwarze Stapfen zogen sich durch das frisch geputzte Zimmer. Ein Donnerwetter entlud sich über dem schuldigen Haupte des Mädchens, während Fanny die Blumen in den Vasen vertheilte.

„So, jetzt ist's genug,“ schloß sie, „jetzt geh' hinaus in die Küche und sieh nach den Kartoffeln.“

Gesenkten Hauptes verließ Gustel das Zimmer. An der Schwelle entstand ein gewaltiger Lärm. Verwundert wandte die junge Frau sich um: „Was thust Du, Gustel?“

„Die Füße putzen, gnädige Frau.“

„Was, wenn Du aus dem Zimmer hinausgehst?“

„Sie haben doch gesagt, ich solle mir immer die Füße putzen,“ erwiederte Gustel weinerlich.

„Wenn Du in's Zimmer hereinkommst, aber doch nicht, wenn Du hinausgehst! Nein, da hört Alles auf! Du bist doch die dümmste Gans, die mir jemals vorgekommen ist!“

Sie hatte die Thür aufgerissen, um sich selbst



Zweikampf nächtlicher Räuber. (S. 331)

von dem falsch angebrachten Eifer des Mädchens zu überzeugen.

Entsetzt prallte sie zurück. Ihre Worte waren einem Fremden in's Gesicht gefahren. In der geöffneten Thür stand ein junger Mann, der sich schüchtern und linkisch verneigte.

„Wie? Sie sind es, Herr Doktor? Verzeihen Sie, ich hatte soeben Verdruß —"

„Entschuldigen Sie," stammelte er, „wenn ich störe, verzeihen Sie —"

Frau Fanny erholte sich von ihrer anfänglichen Bestürzung. Ganz anders hatte sie sich den Empfang vorgestellt. War er es denn wirklich? Freilich im Aeußeren war er noch immer derselbe Titus mit dem spärlichen Barthaar, dem bleichen Flachskopf und den wasserblauen Augen. Aber konnte so ein Doktor aussehen? Und gar diese philisterhafte Miene! Sie hatte sich ihn doch als ein Bild voller, schöner Männlichkeit vorgestellt, so etwa wie ihren Gatten! Nur mit Mühe konnte sie ihre Enttäuschung verbergen.

„Herzlich willkommen in unserem Hause, Herr Doktor," sagte sie. Aber ihre Worte klangen plötzlich kühl.

Das verwirrte den Besucher noch mehr. In sichtlicher Verlegenheit suchte er nach einer geeigneten Ansprache.

„So geben Sie mir doch die Hand!" sagte sie, fast ärgerlich.

„Ach richtig, ich hatte vergessen —" antwortete er rasch, ihr die Hand entgegenstreckend. „Wie geht es Ihnen?"

„O, wie Sie sehen: ganz gut. Aber warum kommen Sie allein? Mein Mann ist doch zum Dampfschiff gegangen."

„Ich bin mit dem Zuge gekommen. Das Schiff paßte nicht in mein Programm."

„Aber Sie schrieben doch, daß —"

„Damals war eben mein Programm noch nicht ganz fertiggestellt."

„Sie scheinen sehr genau nach einem Programm zu reisen."

„O gewiß, wie könnte man sonst eine so weite Reise unternehmen."

„Nun, wenn Sie nur da sind!" meinte Fanny und bot ihm einen Stuhl an. „Nun kommen Sie so bald nicht wieder fort. Sie müssen uns mindestens eine Woche schenken."

„Das geht nicht," sagte er erschrocken.

„Warum nicht?" fragte sie enttäuscht.

„Ich kann nur bis zum Abend bleiben. In meinem Programm ist nur ein Nachmittag für den Besuch in Eldingen angesetzt worden."

„Das muß aber ein sehr dummes Programm sein," stieß Frau Fanny unbedachtsam hervor.

„Ja, ja," meinte der Doktor wieder verlegen, „manchmal ist es wirklich ärgerlich. An einigen Orten, die mir recht gut gefallen haben, wäre ich gern ein paar Tage länger geblieben. Aber es war schon Alles genau auf Zeit und Geld ausgerechnet, und so ging es nicht, sonst hätte das Programm nicht gestimmt."

Fanny schüttelte den Kopf; so etwas war ihr noch nicht vorgekommen. „Sie sind gewiß recht müde?" fragte sie.

„O ja, die weite Reise —"

Ein peinliches Schweigen folgte. Fanny merkte, daß dem Doktor der Unterhaltungsstoff bereits ausging. Und wie hatte sie sich auf die interessanten Gespräche mit dem jungen Gelehrten gefreut. Hatte er ihr denn gar nichts zu sagen?

„Aber hier in Eldingen muß es Ihnen doch gefallen, nicht wahr?"

„Ja, wenn nur das viele Wasser nicht wäre!"

„Unser See? Aber das ist ja gerade das Schönste!"

„Ja, ja, recht schön," lenkte er ein. „Aber bei uns sieht man nur Felder, die alle wohl bebaut sind, und da weiß man doch, zu was sie da sind. Das Wasser trägt keine Frucht."

Frau Fanny entsetzte sich. War das ein prosaischer Mensch geworden! „Aber wir haben doch die prächtigsten Fische," bemerkte sie. „Sie sind doch gewiß Liebhaber von Fischen?"

„Ich, o ja — das heißt von Goldfischen. Ich habe selbst ein paar zu Hause. Aber essen möchte ich keinen Fisch."

„O, das ist aber schade," sagte Fanny gedehnt. Nichts Aergerlicheres hätte sie hören können. Kochte doch draußen in der Küche ein prächtiger Felchen, mit dem sie beim Mittagsmahl besondere Ehre einzulegen gedachte. Jetzt mußte das Hauptgericht von der Tafel abgesetzt werden. Erleichtert athmete sie auf, als sich draußen Schritte vernehmen ließen. Ihr Gatte kehrte zurück. Jetzt mußte er sehen, wie er sich mit dem Doktor unterhalten konnte. Sie verzweifelte daran.

Herr Koller bedauerte sehr, den Gast nicht am Dampfschiff getroffen zu haben, und bat ihn, Platz zu behalten. Titus Halm, froh, wieder ein Gesprächsthema zu haben, benützte die Gelegenheit, sein Reiseprogramm ausführlich auseinanderzusetzen.

Fanny hielt es nicht mehr aus. „Sie entschuldigen einen Augenblick, ich muß nothwendig in der Küche nachsehen," sagte sie und schlüpfte aus dem Zimmer.

Der Doktor saß wie auf Kohlen. Die Gegenwart des Mannes, der mit so eigenthümlich wohlwollendem Lächeln auf ihn niedersah, genirte ihn auf's Höchste. Was sollten nur diese sonderbar prüfenden Blicke bedeuten? Ob er eifersüchtig war? Wenn nur der Nachmittag erst vorüber wäre! Heimlich dankte er seinem Programm, das ihm keinen längeren Aufenthalt gestattete.

„Darf ich Ihnen vielleicht vorschlagen, die Badeanstalt zu besuchen?" sagte der Gutsbesitzer nach einer Pause. „Meine Frau ist Mittags so beschäftigt, daß wir sie am besten nicht stören. Und wir haben herrliche, kühle Seebäder hier. Sie werden nach der heißen, staubigen Fahrt gewiß einer Erfrischung bedürfen."

Ein schrecklicherer Vorschlag konnte dem Doktor gar nicht gemacht werden, der ein geschworener Feind des Wassers war. Doch hatte er nicht den Muth, eine ablehnende Antwort zu geben, um den Gatten Fanny's nicht zu beleidigen.

„Gewiß, wenn Sie wünschen," stotterte er, „Sie sind sehr liebenswürdig."

Fritz Koller hatte an dem ängstlichen Ausdruck seines Gesichtes seinen Mann schon erkannt.

„Wir fahren am besten in unserem Boote," sagte er, „der Weg zu Wasser ist näher als der zu Lande. Darf ich Sie einladen?"

„Ich bin noch niemals in einem Boote gefahren," bemerkte Titus Halm mit sichtbarer Angst.

„Um so größeres Vergnügen wird es Ihnen machen," erwiederte der erbarmungslose Gutsbesitzer und lud den Gast ein, ihm durch den Hof in den Garten am See zu folgen.

Der Doktor konnte sich einer bangen Sorge nicht erwehren. Offenbar legte es der unheimliche Mann darauf an, ihn in Lebensgefahr zu bringen. Es muß ein heimlicher Plan dahinter stecken. Wenn Jener in ihm nicht nur den einstigen Verehrer seiner Frau, wenn er in ihm auch einen Nebenbuhler zu sehen glaubte, so mußte er auf Alles gefaßt sein! Aber doch durfte er nicht wagen, den freundlichen Vorschlag abzulehnen, das konnte seinen Wirth nur noch mehr reizen.

Draußen trat ihm Fanny entgegen. „Sie gehen, Herr Doktor?"

„Ja, Ihr Herr Gemahl war so freundlich, mich zum Baden einzuladen," sagte er ziemlich kleinlaut.

„Nur nicht so rasch, ich habe vorläufig noch Wichtiges für Sie zu thun, sonst vergessen Sie es später," sagte Frau Fanny.

„Von Herzen gern," erwiederte Titus rasch, froh, eine Gelegenheit des Aufschubs zu finden.

„Sie müssen mir einen Vers zur Erinnerung in mein Album schreiben. Wir bekommen so selten Besuch. Aber ein eigener Vers muß es sein; andere werden nicht angenommen."

Titus glaubte vom Regen in die Traufe zu kommen. Die Worte trafen ihn wie ein Donnerschlag. Nichts war ihm unausstehlicher, als ein Damenalbum. Und gar das Dichten! Mit den Versfüßen hatte er sich immer im Kriege befunden.

Aber Fanny kannte kein Erbarmen. Sie führte das Opfer in ihren zierlich ausgestatteten Salon, setzte ihn an den Schreibtisch und legte ihm das ominöse Buch vor.

„Einstweilen werde ich vorangehen und das Boot bereit machen," bemerkte der Gatte. „Am Ufer erwarte ich Sie."

Titus Halm befand sich in der schrecklichsten Stimmung. „Aber ich kann wirklich nicht dichten," betheuerte er.

„Schämen Sie sich doch, so etwas zu sagen," antwortete Fanny. „Ein Doktor und nicht dichten können! Das ist ja nur Scherz von Ihnen."

Titus sah, daß alles Sträuben vergeblich war; er mußte in den sauren Apfel beißen.

„Nein, nein, Sie dürfen mir nicht entrinnen," setzte Fanny hinzu. „Und damit ich Ihrer sicher bin, sperre ich Sie so lange ein, bis Sie fertig sind."

Lachend drehte sie bei diesen Worten von außen den Schlüssel um. Allmälig begann sie sich über ihren einstigen Anbeter zu amüsiren.

Titus Halm befand sich allein mit dem entsetzlichen Buche. „Wenn ich nur wieder fort wäre!" stöhnte er. Vergeblich zerkaute er die Feder. Kein Gedanke wollte ihm kommen. Endlich fing er an zu schreiben:

„Wiedersehen — ach wie schön —!"

Der erste Vers war glücklich gelungen. Aber weiter wollte es nicht gehen. Alles Nachdenken war umsonst. Verzweifelt blickte er auf den See hinaus, der schäumende Wellen an's Ufer warf. Und diesem furchtbaren Elemente sollte er sich anvertrauen! —

„Fanny," sagte am Eingange der Küche der Gutsbesitzer zu seiner Frau. „Weißt Du auch, daß es sehr schwer ist, sich mit Deinem Doktor zu unterhalten?"

„Ach Gott ja, das habe ich auch gemerkt, er ist so verlegen."

„Und er fürchtet das Wasser, scheint überhaupt sehr ängstlicher Natur zu sein," lächelte Fritz. „Geh' nur wieder hinein und unterhalte ihn."

„Nein, nein, Du verstehst das besser, und ich habe in der Küche zu thun. Gustel hat mir den Braten verbrannt. Mein Gott, es gibt nichts Aergeres, als so einen Besuch."

— — — — — — — — —

Mittags kehrte Fritz Koller mit seinem Gaste von der Badeanstalt zurück. Der Doktor sah ganz blaß aus; die Fahrt auf dem See hatte ihn sehr angegriffen und beinahe seekrank gemacht. Von dem kalten Bade fröstelte ihn. Heimlich blickte er immer wieder auf die Uhr, ob denn die Stunden nicht schneller verstreichen wollten.

Endlich war es wenigstens ein Uhr geworden. Der Tisch stand gedeckt, und Frau Fanny eilte geschäftig hin und her. Sie war ganz Eifer und Aufregung, nur selten hatte sie einen Blick, ein Wort für ihn, und wenn es der Fall war, kam sie ihm so fremd und verwandelt vor, als ob er sich in einem ganz unbekannten Hause zu Gast befinde.

Es dauerte lange, bis die Speisen erschienen. Fanny mußte selbst auftragen, da Gustel Alles verkehrt brachte. Zuerst war sie mit dem Fisch gekommen, der gar nicht erscheinen sollte, und

der Doktor hatte einen so entsetzten Blick darauf geworfen, daß sie ihn schnell wieder hinauswinkte. Die Suppe war versalzen, und der Braten angebrannt. Frau Fanny wollte vor Aerger nichts schmecken. Als sie wieder hinauseilte, um den Nachtisch zu holen, fand sie Gustel weinend in der Küche vor dem stattlichen Felchen, der ihr zugefallen war.

„Was hast Du denn, Gustel?"

„Ach, gnädige Frau, das kann ich nicht essen."

„Was, den guten Fisch?"

„Das sind ja lauter Dornen," jammerte das Mädchen.

„Dummes Ding, zeig' einmal her! Wie hast Du denn den Fisch zerschnitten? Hast Du denn das nicht gelernt?"

„Ich hab' noch nie in meinem Leben einen Fisch essen müssen," jammerte die Arme, die erst jüngst aus ihren entlegenen Bergen in die Seegegend gekommen war.

Frau Fanny mußte laut auflachen, als sie auf den Teller blickte. Der schöne Fisch war sammt Rückgrat und Gräten mit dem Messer wie Fleisch in lauter Würfel zerschnitten und aus jedem Stücke ragten wie Dornen die stachlichten Gräten hervor.

„Nun, da hast Du auch eine Erinnerung an den Besuch des Doktors — Dein erstes Fischessen."

Sie mußte wieder hinauseilen, da ihr Mann vom Keller her sie rief.

„Wo ist der Apfelwein?"

„Der Apfelwein? Du willst doch dem Herrn Doktor nicht Apfelwein vorsetzen?"

„Aus Mitleid," lachte Koller, „denn unser leichter Seewein, den ich ihm als eigenes Gewächs besonders gelobt, zieht ihm den Mund dermaßen zusammen, daß er mich dauert. Ein an gezuckerten Kunstwein gewöhnter Gaumen versteht eben nichts von einem reinen Traubensafte. Da muß er schon mit dem Apfelmoste vorlieb nehmen." —

Aber das Gesicht des Doktors verzerrte sich bei dem neuen Getränke nur noch mehr. Unter heftigem Magenweh leerte er sein Glas auf das Wohl der Jugendliebe, das Herr Kohler mit lächelnder Miene ausbrachte.

Doch der Kelch seiner Leiden war noch nicht erschöpft. Kaum war das Essen abgetragen, als der Gutsbesitzer sagte: „Da Sie kein Freund des Wassers sind, so denke ich, wir widmen den Nachmittag dem festen Lande und besteigen den nahen Fuchsberg, der eine prächtige Aussicht bietet. Zum Kaffee können wir zurück sein, und Ihr Schiff geht ja erst um fünf Uhr weiter."

Fanny stimmte ihm bei; freudig ging sie auf jeden Vorschlag ein, der sie nicht nöthigte, mit Titus allein zu sein.

Der Doktor konnte es nicht unterlassen, zu bemerken, daß er noch nie einen Berg bestiegen und die Höhe viel schöner von unten finde. Es half ihm nichts. „Den Fuchsberg müssen Sie sehen," sagte Fanny, „sonst haben Sie gar keinen Begriff von der Schönheit unserer Gegend."

Titus Halm hatte längst genug davon, aber er hütete sich, noch eine weitere Bemerkung zu machen. Wer konnte wissen, welch' gefährliches Unternehmen sonst noch in Vorschlag kam. —

Nie, seit sie in Eldingen wohnten, hatte sich Fanny auf einem Ausfluge so gelangweilt, wie auf dem heutigen. An Allem, was sie an der Natur erfreute und begeisterte, ging der Doktor kühl und stumpf vorüber, sobald aber Fanny oder ihr Gatte ihn auf irgend eine Schönheit hinwiesen, fand er Alles ganz hübsch. Dazwischen sprach er immer von seinem Programm, erzählte, was er auf der Reise gegessen und getrunken, welche Bibliotheken er besichtigt, und schwärmte von seinen Büchern zu Hause in Pommern, nach denen er die größte Sehnsucht zu haben schien. Der Haupteindruck von seiner ganzen großen Reise bestand in der Erkenntniß, daß es nirgends schöner sei, als daheim. „Kein Wunder," dachte Fanny, „wenn man nach einem so ledernen Programm reist!"

Sie war froh, als man um vier Uhr wieder im Hause anlangte. Gustel hatte im Uebereifer den bereit gehaltenen Kaffee verschüttet, und neuer mußte gemacht werden. Immer näher rückte die Stunde der Abreise, und die drei Menschen benützten die Zeit, um sich gegenseitig zu langweilen. In der letzten Viertelstunde erst erschien der glühend heiße Kaffee, der Hals über Kopf hinuntergestürzt werden mußte. Schon ward das Schiff in der Ferne sichtbar.

Da machte Fanny plötzlich eine furchtbare Entdeckung. Ihr Album lag noch aufgeschlagen auf dem Schreibtisch. Sie warf einen schnellen Blick darauf und rief: „Aber Herr Doktor, das Gedicht ist ja noch nicht fertig!"

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. „Ich konnte wirklich nicht so rasch —" stammelte er, „und jetzt ist es höchste Zeit, daß ich —"

„Halt," sagte sie, ihm den Weg vertretend, „so kommen Sie nicht fort. Ich muß eine bleibende Erinnerung an diesen seltenen Tag haben. Sie haben noch acht Minuten Zeit, widmen Sie diese meinem Album."

Er hatte schon Hut und Stock ergriffen; verzweifelt legte er sie wieder bei Seite. Ein schrecklicher Gedanke stieg in ihm auf: Wenn er das Schiff versäumte! Dann war sein ganzes Programm zerstört! Und noch einmal hier bleiben, gar eine Nacht, noch viele, endlos lange Stunden, lieber wollte er das längste Gedicht machen!

Angstvoll blickte er auf das schreckliche Buch. Da stand der ominöse Vers in seiner dürftigen, unvollendeten Gestalt und schien ihn vorwurfsvoll anzusehen.

„Wiedersehen — ach wie schön!"

„Wir haben Eile, Herr Doktor," tönte die Stimme des Gutsbesitzers an sein Ohr, „das Schiff legt eben an."

Da faßte ihn die Verzweiflung. Alles stand auf dem Spiele. Es mußte geschrieben sein! Rasch warf er sich in den Schreibsessel, und seine Feder kritzelte fiebernd den Schluß auf das Papier. Nun stand es ganz und vollendet da:

„Wiedersehen — ach wie schön!
Ach, wie schön ist Wiederseh'n!"

Aber er hütete sich, noch einen Blick darauf zu werfen. In stürmischer Eile ging es fort zum Dampfschiff. Herr und Frau Koller konnten kaum mit ihm Schritt halten.

Keuchend erreichten alle Drei den Landungssteg. Eben wollte der Dampfer abstoßen. Doch der Kapitän hatte Erbarmen und hielt auf das gemeinsame Rufen und Winken noch einen Augenblick an.

Doktor Titus Halm kam glücklich an Bord. Mit seinem buntseidenen Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn und winkte zugleich damit seine Abschiedsgrüße herüber, welche die Zurückgebliebenen noch eine Weile erwiederten.

Als das Schiff hinter der waldigen Landzunge verschwunden war, wandten sie sich zurück und blieben unter dem Schatten eines breitblättrigen Kastanienbaums stehen.

Fritz Koller sah seine junge Frau fragend und lächelnd an. Sie blickte einen Augenblick umher, ob sie Niemand belauschte, dann schlang sie die Arme um den Hals des geliebten Mannes, gab ihm einen freudigen, zärtlichen Kuß und rief mit dem Tone tiefster Ueberzeugung: „Gott sei Dank, daß der Tag vorüber ist!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der tugendhafte Lieutenant. — Sir Richard Steele († 1729), bekannt durch seine Lustspiele und besonders durch seine schönen Aufsätze im „Spektator", welche Zeitschrift er im Verein mit Addison herausgab, war immerfort wegen seiner verschwenderischen und schlemmerischen Lebensweise in Schulden und Geldverlegenheiten. Dabei moralisirte er auf's Trefflichste in seinen Schriften und wußte anderen Leuten die weisesten Lehren zu geben — nur schade, daß er selbst sie nicht in Anwendung brachte. Als junger Mensch war er Fähnrich bei der Leibgarde geworden, und damals in London wohl zuerst in das liederliche Leben hineingerathen, wie es zu jener Zeit eben vielfach bei den jüngeren Offizieren so üblich. Aber schon empfand er zuweilen den moralischen Katzenjammer, und so schrieb er ein Buch, betitelt: „Der christliche Held", weniger religiösen als moralischen Inhalts, in welchem er weitläufig ausführte, wie ein junger Offizier sich anständig und solide benehmen müsse, um als eine wahre Perle des Offizierstandes angesehen zu werden. Ein solcher junger Held von ernstem und würdigem Charakter solle allen Liederlichkeiten, Schlemmereien und ähnlichen Greueln gänzlich abhold sein, das war seine Meinung. Er ließ das Buch drucken und es erregte nicht geringe Sensation, besonders auch bei seinen Kameraden. Da er aber durchaus nicht seine eigene Lebensweise nach solcher Moral einrichtete, so erntete er als Autor des Buches nur Spott und Hohn. Der Spöttereien überdrüssig, nahm er seinen Abschied und widmete sich fortan der literarischen Thätigkeit mit bestem Erfolge. Auch erhielt er allerlei einträgliche Anstellungen und vermählte sich mit einer recht wohlhabenden jungen Dame. Unter allen englischen Autoren jener Zeit erzielte er die bedeutendsten Einnahmen, die aber dennoch nicht zureichten für seine verschwenderischen Gelüste. Sehr häufig wurde er von Gläubigern und Gerichtsdienern verfolgt, die ihn in's Schuldgefängniß bringen wollten. In solchen Zeiten der Noth hatte er seine Schlupfwinkel in den stillen Hinterzimmern einiger ihm befreundeter Gastwirthe, wo er dann mit etlichen treuen Freunden und Bewunderern seines Genies es sich wohl sein ließ bei der Punschbowle, und von wo aus er merkwürdige Briefchen an seine liebe Frau schrieb, die sie, vierhundert an der Zahl, sorgfältig aufbewahrte, darunter auch das folgende Billet:

„Teufels-Taverne, Temple-Bar, 7. Mai 1708.

Theuerstes, geliebtes Weib!

Ich muß die Nacht hier zubringen, denn ich bin noch nicht im Stande, Diejenigen, die mir Schwierigkeiten bereiten, zu befriedigen. Wenn der Druckerjunge kommt, so schicke ihn zu mir und gib ihm meinen Schlafrock, meine Nachtmütze und meine Pantoffeln mit. Du sollst morgen zeitig von mir hören. Dein gehorsamer Ehemann

Richard Steele."

Als Frau Steele dies Briefchen erhalten und gelesen hatte, seufzte sie schwermüthig und wartete auf das Erscheinen des Druckerjungen. Aber ehe derselbe noch anlangte mit den Korrekturbogen, welche er bringen sollte, ließ sich ein fremder junger Offizier anmelden, der durchaus ihren Gemahl sprechen wollte, welcher damals noch nicht „Sir Richard" genannt wurde, denn erst später erhielt er die Ritterwürde. Sie sagte ihm, daß ihr Mann nicht zu Hause sei.

„Das thut mir sehr leid!" rief er, „ich hätte ihn so gerne gesprochen! Eigens bin ich von Dublin nach London gereist, um ihn zu sehen, den Trefflichen, dem ich so viel schuldig bin!"

„Er hat Ihnen Geld geborgt?" fragte die Dame erstaunt.

„Nein, verehrte Frau, so ist's nicht gemeint," versetzte ernst der Offizier. „Gerettet hat er mich, den reuigen Sünder, vor dem Verderben! Wissen Sie, ich war einer von den Thörichten und steckte tief im Schlamme der Verderbniß, da fiel mir sein Buch ‚Der christliche Held' in die Hände — ich las, ich verschlang es, mein Gemüth wurde tief erschüttert, und seitdem bin ich ein anderer, ein gebesserter Mensch! Dafür möchte ich dem großen Moralisten danken, ihm sagen, wie hoch ich ihn verehre!"

„Ich könnte Ihnen wohl mittheilen, wo er anzutreffen ist."

„O, ich bitte darum!"

„Es ist aber eigentlich ein Geheimniß, denn er muß sich verborgen halten."

„Ein solcher Mann muß sich verbergen! Warum denn?"

„Wegen Schulden!“

„Ist das möglich? O, nennen Sie mir geschwind seinen Aufenthalt und ich eile zu ihm, um ihn zu trösten! Ich bin sehr reich und will jede Bürgschaft für ihn übernehmen.“

„Das ist ja gewiß sehr freundlich von Ihnen! Es handelt sich aber, so viel ich weiß, um siebenhundert Pfund.“

„Kleinigkeit!“

„Nun denn, bester Herr Lieutenant, mein Mann befindet sich in einem Hinterzimmer der Teufels-Taverne zu Temple-Bar.“

„In einer Teufels-Taverne? Das ist ja entsetzlich! Niemals hätte ich das für möglich gehalten!“

Jetzt erschien der Druckerjunge.

„Dieser junge Mensch wird Sie dorthin führen,“ sagte Frau Steele. Und sie belud den Druckerjungen, nachdem sie ihm Bescheid gesagt, mit dem Schlafrock, der Nachtmütze und den Pantoffeln ihres leichtsinnigen Gatten.

Der Lieutenant aus Dublin ließ sich von dem jungen Menschen nach der Teufels-Taverne hinführen, und so gelangte er in das Hinterzimmer, wo der von ihm bewunderte Autor mit zwei Freunden am Tische bei der dampfenden Punschbowle saß. Nachdem er sich vorgestellt hatte, gab er Auskunft über den Grund seines Erscheinens.

„Setzen Sie sich, Sir, und trinken Sie Punsch mit uns!“ rief Steele gastfreundlich.

„Aber das ist eigentlich gegen die strengen Grundsätze, die ich Ihrem schönen Buche verdanke,“ stammelte der so tugendhaft gewordene Lieutenant.

„Ach was,“ sagte der Autor. „Wahr ist's, ich wollte mich einmal selbst bessern und schrieb deshalb jenes Buch. Aber es ging über meine Kräfte; ich fiel immer wieder in die Verderbniß. So darf ich es auch nicht verlangen, daß Andere sich durch mein Buch bessern lassen sollen.“

„Mich hat's doch gebessert.“

„Dann sind Sie der Einzige.“

„Ja, ich habe jetzt mein Leben genau nach Ihren bewunderungswürdigen Grundsätzen eingerichtet.“

„Bravo! So sind Sie also die wahre Perle des Offizierstandes, das Ideal, welches mir einst vorschwebte!“

Es half aber Alles nichts: der Lieutenant mußte für diesmal von seiner strengen Regel absehen und am Punschgelage Theil nehmen. Auf zarte Weise bot er dann seine Hilfe an, um Steele aus der Bedrängniß zu befreien, was dieser nach einigem Sträuben annahm. Darauf brachte der Retter den punschseligen Moralisten nach Hause, wo Frau Steele ihm mit gerührter Seele dafür dankte, indem sie sagte, daß sie noch niemals einen so tugendhaften und moralischen Lieutenant gesehen habe; es sei gewiß im höchsten Grade merkwürdig, daß ihr Mann durch sein Buch ein solches Wunder habe bewirken können.

Der junge Herr verließ London mit der Erfahrung, daß der Autor eines moralischen, die Seele mächtig erschütternden Buches nicht immer so beschaffen ist, wie der Leser sich ihn vorstellt. [F. L.]

Humoristisches.



Auch ein Festtagsvergnügen.

Adolph: Du Karl, heute habe ich Geburtstag, da geh'n wir 'mal für fünf Mark zusammen über 'n verbotenen Weg!



Verschnappt.

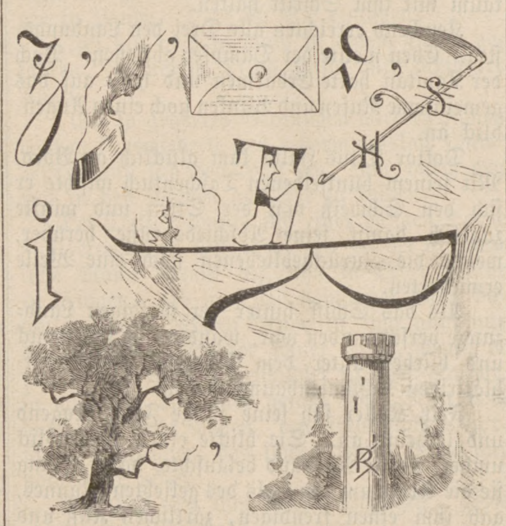
Richter: Der Bestohlene behauptet, daß Sie auch noch eine Uhr mitgenommen haben; was ist daran?
Angeklagter: Nichts, Herr Richter, das Ding ist noch keine fünf Mark werth!

Ein echter Landesvater. — Als Andreas Hofer als Höchstkommandirender in der Hofburg zu Innsbruck wohnte, nahte sich ihm eines Morgens der Haushofmeister an der Spitze einer Menge goldbetreßter Diener und fragte, wann „Seine Excellenz“ zu speisen gedächten?

Der schlichte Landmann, der plötzlich vom Bauer zum Regenten erhoben war, hatte ein dickes Packet Bittschriften unter'm Arme und wollte eben in die Kanzlei gehen; ärgerlich über diese Anrede erwiederte er: „Mit d' Exlenz laßt's mi außi, i hoaß Andre Hofer! Und jetzt hab' i nit Zeit, an's Fressa zu denke, i muß 'nunter in d' Schreiberei!“ [G. Sch.]

Spielmarkenluxus. — Unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. von Rußland wurde am russischen Hofe ein so außerordentlicher Luxus getrieben, daß die Herrscherin nicht selten Brillanten als Spielmarken ausgab. Letztere lagen in goldenen Kästchen und wurden mit goldenen Löffelchen vertheilt. Sobald das Spiel zu Ende war, behielt jeder Theilnehmer die Marken. Eine derartige Abendparthie kostete der Kaiserin in der Regel vierzigtausend Rubel. [E. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Ein faules Ei verdirbt den ganzen Kuchen.

Schiebe-Räthsel.

HANNOVERANER, LEINWAND, WEINBERG, METALLERZEUGUNG, SANCHUNIATHON, LANDHAUSSTYL, SEELENSTÄRKE, BAUERNVEREIN.

Diese Wörter sollen so lange nach rechts oder links verschoben werden, bis eine senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, den Namen einer Blume ergibt. Ist dies der Fall, so nennen zwei andere senkrechte Reihen ohne weitere Verschiebung ebenfalls zwei bekannte und beliebte Blumen.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Anagramm.

An jedem Wagen ist's zu seh'n —
Verstell ein Zeichen, und entsteh'n
Siehst du es unter Feuersgluth —
Nun denke nach und rathe gut.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung von Nr. 41:

des Ziffer-Räthsels:

H O M E R
A R I O N
A H O R N
R H E I N
M I E N E.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.